In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(Schluß)

Sie sah ihm zu. Was für eine feine Künstlerhand er hat, und wie sicher sie jede Linie hinsetzt.

„So," sagte er abschließend, „gefällt's dir so, Aenne?"

„Ja." Und nun legte sie ihre Hand auf seine Schulter. „Hör mal, Hermann, heut bin ich eigentlich aus einem andern Grunde hergekommen. Ich habe eine Bitte an dich." Er ruckte herum. Aber sie gab seine Schulter nicht frei. „Bleib nur so sitzen. Eine große Bitte ist es. Du darfst mich aber nicht mißverstehen, darfst mir nicht böse sein. Um Carlas Bild möchte ich dich bitten." Wieder bewegte er sich, wieder hielt sie ihn fest. „Nein, laß mich erst ausreden. Carla möchte es gern Axel schenken."

„Schickt sie dich?"

„Nein, sie weiß nicht, daß ich hier bin. Es war eigentlich nur so eine Idee von ihr. Sie hat sie schon wieder halb fallen lassen. Aber ich weiß, es würde ihr Freude machen. Deshalb kam ich her."

„Du bist ein zu lieber, guter Kerl, Aenne. Immer sorgst du für andere. Du sollst das Bild haben. Du sollst es ihr schenken. Verstehst du? Du. Es steht schon bereit. Warte, ich hole es."

Nun erst fiel Anna auf, daß das Bild nicht an der Wand hing. „Er hat also Carla nicht immer angesehen," ging es ihr durch den Sinn, „er hat ihr Bild fortgestellt."

In eine Ecke des Ateliers ging Hermann, rückte eine Staffelei zurück und holte hinter einem grünen Vorhang den Spannrahmen hervor. „Da ist es," sagte er und hob es auf das Gestell. „Und nun setz dich hin, Aenne — nein, dahinten auf die Chaiselongue. So, nun wollen wir den Tisch noch beiseite schieben und die Tischlampe ausknipsen. Jetzt wird es gut beleuchtet sein. Du sollst es dir nämlich noch einmal genau ansehen, Aenne, recht genau. Ich habe es fertig gemacht, als ich das Atelier aufräumte. Nach Weihnachten zieht doch Felix Fechtner hier ein. Dann sollte das Bild sowieso zu euch wandern. Das heißt: vielleicht hätte ich es auch verbrannt. Das wäre wohl das Richtigste gewesen. Denn es ist nicht gut."

„Doch, Hermann, es ist gut."

„Nein, Aenne, es ist schlecht. Und ich will dir auch erzählen, warum es schlecht ist. Warte 'mal, ich setze mich neben dich, und dann sehen wir es uns zusammen an." Er trat an die Chaiselongue, blickte noch einmal prüfend zum Bilde, ging noch einmal vor, rückte es ein wenig. „So ist das Licht richtig, wenn es auch nur künstliches ist." Dann nahm er Platz.

„Siehst du, Aenne, das da ist ein Bild, es ist sogar kein schlechtes Bild. Aber es hat einen Fehler: es gibt nicht den Menschen wider, den es darstellen soll. Und trotzdem habe ich das Bild lieb; das heißt, ich habe es lieb gewonnen, als ich es fertig machte. Zuerst wollte ich nur die paar Farbstriche am Kleid ergänzen, dabei habe ich es mir wieder angesehen. Da reizte es mich, es wirklich ähnlich zu gestalten, wirklich Carla daraus zu machen. Guck hin, Aenne, das Kinn — das ist nicht Carla, der Mund — noch weniger, selbst der Haaransatz stimmt nicht. Vielleicht die Augen; die habe ich damals fast als letztes gemalt, als ich schon ein bißchen sehen gelernt hatte. Ganz zuletzt, kurz bevor ich — nach München ging. Es wäre eine Kleinigkeit gewesen, noch zu ändern. Ihr hättet es wohl kaum bemerkt. Aber ich habe es gelassen, mit Absicht. Es hätte mir leid getan. Denn ich gewann das Bild lieber, Aenne, von Tag zu Tag mehr. Immer wieder hab ich davor gesessen, wenn ich am Zeichentisch drüben mit der Plänen fertig war. Oder wenn ich von unseren Unterredungen unten in der Halle wieder heraufkam. Oft bis spät in die Nacht. Ich konnte mich nicht von ihm trennen. Verstehst du das, Aenne, weißt du warum?"

Jedes Wort hatte Anna verstanden. Mit großen heißen Augen hatte sie auf das Bild geblickt. Ja, das war Carla — die schöne, stolze Carla. Ihr war, als blickte sie von der Leinwand zu ihr herüber mit kalten, klaren Augen. So sah sie aus. Wie gut das Bild war. Aber dann war das Gesicht langsam vor ihren Augen verschwommen. Dann hörte sie nur noch: „ich habe das Bild lieb." Also war es doch so. Er saß hier und blickte Carla an, während sie drüben am Fenster stand und an ihn dachte und sich sehnte. Er stellte sich vor Carlas Bild, wenn er von unten heraufkam, nachdem sie stundenlang neben ihm gesessen hatte. Immer Carla — immer Carla. Sie fühlte, daß sie zu zittern begann, daß ihre Lippen bebten und zuckten. Und er sah nur auf das Bild, sprach nur von dem Bilde. „Verstehst du das, Aenne, weißt du warum?"

Jäh sprang sie auf. Sie mußte fort. Sie durfte hier nicht weinen, er durfte diese weichen, elenden Tränen nicht sehen, diese Aenne-Tränen, über die sie alle — alle spotteten.

„Jawohl, ich verstehe es, Hermann, ich weiß warum. Nur zu gut weiß ich es. Aber ich will das Bild nicht. Ich will es nicht. Bringe es Carla, bringe es ihr selber, lege es ihr zu Füßen. Aber verlange nicht, daß ich es ihr gebe." Und nun waren die Tränen doch da. Zur Tür lief sie.

Da hielt er sie fest. „Aenne!" rief er. Es war ein Lachen.

„Lache nicht. Laß mich gehen."

„Aber Aenne — Aenne. Verstehe mich doch. Sieh doch nur hin."

„Ich kann nicht, ich will das Bild nicht mehr sehen."

„Doch, du mußt. Denn dich — dich sah ich in Carlas Gesicht. Nur dich." Er zog sie zur Staffelei, zeigte auf die Leinwand. „Da — der weiche Zug um das Kinn, das bist du. Und die Falte um den Mund, das bist du. Und da, wo sich das Haar kraust, du. Und immer wieder du, Aenne. Erst jetzt weiß ich ja, warum damals alles falsch war, weil ich in Carla nur dich sah. Nur dich. An dich allein habe ich gedacht, als ich sie malte, an dich, ohne daß ich es selbst wußte, an dich, nur an dich."

Ganz still stand Anna. Immer noch zitterte sie. Langsam wandte sie den Kopf ihm zu.

„Ist das wahr, Hermann?"

„Ja, Aenne."

„Aber Carla ist doch viel schöner."

Da lachte er wieder befreit, froh. „Haben sie dir das weisgemacht, kleine Aenne? Ach du — du bist mir lieber, tausendmal lieber."

*

Der Geheimrat von Zimmer stand mit seiner Frau am Fenster. Sie sahen die Josephinenstraße hinab, sahen hinüber zum Falkenberg-Haus.

Da gingen Hermann und Anna durch den leuchtenden Schnee. Ihnen blickten sie nach.

„Das ist kein leichter Gang für den Jungen, Lucie, zum weiten Male ins gleiche Haus, um um die andere Tochter zu bitten."

„Ja, es ist schwer."

„Aber er ist ein anderer wie damals. Weißt du noch, als ich hinüber ging, um ihn freizubitten. Ich wollte ihm auch heute den Gang abnehmen, ich hätte es gern getan und mit frohem Herzen. Aber er hat mich ausgelacht: Das ist meine Sache, Papa, ich bin Manns genug dazu."

„Ja, Paul, er ist ein anderer, Gott sei Dank."

Jetzt waren die beiden drüben angelangt. Innen flammte das Licht auf, und die hohe Eichentür öffnete sich. Sie traten ein. Arm in Arm. Dann lag die Straße leer.

Hinten auf der Charlottenburger Chaussee rasten die Autos, die Strahlenbündel der Scheinwerfer huschten vorbei.

Die beiden am Fenster starrten in den halbdunklen Schneeabend. „Ja, ja, Paul, unsere alte Josephinenstraße. Nun wird sie wohl noch enger. Und einsamer auch. Ruth geht mit Christof fort und drüben Carla. Und dann wollen Hermann und Anna doch auch heraus, die Jugend bleibt heute ja nicht mehr bei den Eltern. Nur bei Kähls, wo der Tod schon war, wächst neues Leben heran."

Wieder standen sie stumm.

Bis hinter ihnen das Telephon anschlug.

„Komm, Lucie," sagte der Geheimrat und wandte sich langsam ab, „das werden Falkenbergs sein, sie rufen uns. Wir wollen hinüber gehen. Wir Alten müssen nun zueinander halten. Bis auch wir abgelöst werden. So lange wollen wir uns freuen, daß wir wissen, die Ablösung ist gut. Und das wissen wir jetzt. Nun stimmt es. Die drei Häuser in der Josephinenstraße stehen wieder fest."

Er nahm den Hörer vom Apparat. „Jawohl — wir kommen," rief er.

Und seine Stimme klang froh.

Aller Mütter Sohn

Erzählung einer wahren Begebenheit.

Von Geno Ohlischlaeger.

„Guten Morgen, Herr Hauptmann! Sergeant Tom meldet sich gehorsamst vom Urlaub zurück!"

„Sergeant Tom! Sieh mal an, Sergeant Tom! Ist ja unerhörte Ehre, Herr Sergeant Tom! Donnerwetter, hätte Sie gar nicht so früh zurückerwartet. Stand doch ganz in Ihrem Belieben, noch zwei Wochen länger zu bleiben, oder noch drei, oder auch für immer . . .

„Verzeihen, Herr Hauptmann . . ."

„Gar nichts gibts da zu verzeihen. Eine unerhörte Disziplinlosigkeit ist das, hätte Ihnen das am wenigstens zugetraut, gibt man so einem Kerl eine Woche Urlaub, weil man glaubt, daß er die Auszeichnung verdient hat, und dann lohnt er das Vertrauen, indem er einfach zehn Tage länger ausbleibt! Zu einer Zeit, wo die Kompanie jeden Mann braucht, wo das Vertrauen der Führung ihr die schwierigsten taktischen und moralischen Aufgaben zuerteilt, wo jede Stunde einen aus unserer Mitte reißt, wo jede Hand, jedes Auge für die Verteidigung unserer Stellung kostbar ist, da lassen Sie Ihre Kameraden in dieser tollen Lage hier allein . . ."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, aber . . ."

„Schweigen Sie! Es gibt keine Entschuldigung! Diese Nacht bleiben Sie noch hier draußen, ich brauche jeden Mann. Wenns morgen Vormittag ruhiger geworden ist, führen Sie sich selbst ab, Sergeant Tom, verstanden? Sie sind verhaftet; aber ich kann hier keinen entbehren, der Sie nach hinten bringt. Ich traue Ihnen so viel Ehrgefühl zu, daß ich mich darauf verlassen kann, daß Sie sich selbst zur Aburteilung beim Stab melden. Ich habe über Ihren Fall bereits vor einigen Tagen berichtet. Wenn Sie glauben, sich verteidigen zu können, bringen Sie es vor Gericht vor.

Für heute übernehmen Sie die Maschinengewehrstellung am Nordtor des Friedhofs. Lösen Sie den Fähnrich ab, und schicken Sie ihn zu mir. Und morgen früh wissen Sie, was Sie zu tun haben!"

Sergeant Tom stand vor Gericht.

„Also Sie haben sich einfach weiter Urlaub genommen," sagte der Major, der die Verhandlung leitete. „Ich will zu Ihren Gunsten annehmen, daß es keine Drückebergerei war; Ihr Kompaniechef schildert Sie ja selbst als einen seiner bewährtesten Untergebenen, und Sie hatten ja gerade den Urlaub wegen der Geschichte mit der Munitionskolonne bekommen, wo Sie durch Ihre Unerschrockenheit eine Menge Menschen und Material gerettet haben. Was war denn bloß in Sie gefahren? Das Gericht muß Ihre Motive kennen, um sich über das Strafmaß schlüssig zu werden. Was können Sie zu Ihrer Verteidigung angeben?"

„Am 16. September bin ich von Hause fortgefahren, um rechtzeitig am 20. wieder bei meiner Kompagnie zu sein. Aber ich bin nicht angekommen; ich konnte nicht. Am Abend des 18. ist etwas Merkwürdiges passiert."

„Das muß schon etwas sehr Merkwürdiges gewesen sein, daß es Sie acht Tage aufgehalten hat!"

„Zu Befehl, Herr Major, etwas sehr Merkwürdiges! Ich kam abends in Mittelstadt an; da sollte der Militärzug zur Front durchkommen. Ich hatte vier Stunden Aufenthalt, und ich setzte mich in den Wartesaal in eine Ecke, und da ist das Merkwürdige geschehen, und weil es so sonderbar war, muß ich alles genau erzählen, sonst glauben Herr Major mir nicht, und es ist doch alles wahr, so seltsam es auch klingt, bei Gott, Herr Major, es ist wahr!

„Erzählen Sie!"

*

Dem Wartesaal des Bahnhofs Mittelstadt sieht man den Krieg an. Eine Fensterscheibe ist mit Karton verstopft; auf dem Büfett fehlen die Kupfer- und Messinggeräte, an den Fenster und Türen die Klinken. Die Tische sind ungedeckt. Eine einzige Lampe brennt über der Ecke, in der drei Soldaten Skat spielen.

Sergeant Tom hat einen Null ouvert angesagt.

„Null ouvert: Das fängt heute gut an!" sagt der Feldwebel Lichtenrath. „Also runter die Hosen!"

„In Pique ist nichts zu machen," meint der Gefreite Born. „Karo König!"

„Da muß ich mit der neun raus."

„Falsch! Die Dame hättest du spielen müssen!"

„Die hat er doch gedrückt!"

„Ihr dürft doch nicht alles bereden; ihr seid ja schon zwei gegen einen!" wirft Tom ein.

„Recht hat er," gibt der Feldwebel zu. „Reden wir nicht dazwischen!"

„Jetzt hat er's gewonnen!"

„Ist noch nicht raus! Ich hab da noch die Herz sieben!"

„Sakra!" entfährt es Tom.

In dem Augenblick kommen zwei Bauernfrauen an ihrem Tisch vorbei, die eine ein altes Mütterchen, die andere Ende Fünfzig.

„Jan! Jan! Hergott im Himmel, der Jan!" schreit die Greisin.

„Was habt ihr denn, Weidnerin!" erregt sich ihre Begleiterin. „Laßt doch die Soldaten. Die spielen Karten. Kommt, in zehn Minuten geht unser Zug; wir wollen auf den Bahnsteig gehen."

„Seht Ihr denn nicht, Frau Marlow, daß dort mein Jan sitzt. Laßt mich, ich will zu ihm, ich muß ihn doch . . ."

„Aber Weidnerin, Ihr träumt ja mit offenen Augen. Euer Jan ist doch längst tot. Ihr regt Euch nur auf, weil der Sergeant Eurem Jan ein wenig ähnlich sieht!"

„Ich soll meinen Sohn nicht kennen! Ach, warum habt ihr mir alle gesagt, der Jan sei tot! Da sitzt er ja, er lebt, er ist gesund. Jan! Jan!"

Sergeant Tom blickt vom Spiel auf und sieht die Greisin verständnislos an.

„Sie irrt sich, Herr Sergeant," sagt Frau Marlow. „Sie sehen ihrem gefallenen Sohn ähnlich. Kommt, Weidnerin, stört die Herren nicht weiter. Ihr seht doch jetzt, daß es nicht . . ."

„Jan, mein Sohn! O Gott, ich danke Dir! Ich wußte, du würdest wiederkommen, Jan. Die Freude . . . o mein Herz . . ."

„Kellnerin, schnell einen Stuhl, und ein Glas Wasser!"

Sie helfen ihr, und bald kommt sie wieder zu sich.

„Sie ist sonst noch ganz rüstig," erklärt Frau Marlow. „Aber daß ihr Jan tot sein soll, will ihr immer noch nicht in den Kopf. Wir waren heute nach St. Ursula wallfahrten, und nun sieht sie Sie, und die Aehnlichkeit . . ."

„Gib mir deine Hand, Jan!"

„Das ist nicht Euer Sohn, Weidnerin!"

„Ich bin Sergeant Tom!"

„Wenn du mich verleugnest, dann will ich hier auf der Stelle sterben! Hilf mir, Jan, sag ihnen, wer du bist. Ja, das ist deine Hand. Du bist gut, Jan, ich wußte, du würdest es mir nicht antun. Alle haben sie mir erzählt, du seist tot; aber jetzt sollen sie wissen, daß ich mich umsonst gequält habe. Also sag es ihnen, sag ihnen, wer du bist! Ich lasse Dich jetzt nicht mehr; du mußt mitkommen zu mir!"

Sie nicken ihm alle zu, ihr nachzugeben. Und schweren Herzens sagt Sergeant Tom:

„Ich bin — Jan!"

*

„Ein Sergeant ist draußen, Herr Bürgermeister, „meldet der Dorfschreiber. „Er muß Sie dringend sprechen."

„Wird wieder einer vom Dorf gefallen sein! Soll kommen, in Gottes Namen. Vierzehn sind draußen, und vorige Woche war schon der sechste von ihnen dahin!"

„Grüß Gott, Herr Bürgermeister!" grüßt Tom.

„Der Jan . . .! Ach, entschuldigen Sie, aber Sie gleichen so dem Jan Weidner!"

„Deswegen komme ich gerade zu Ihnen, Herr Bürgermeister. Ich bin Sergeant Tom, und ich bitte Sie um Ihren Rat. Ich muß Ihnen etwas gestehen, weil ich nicht allein verantworten kann, was geschehen ist . . ."

„Um Gotteswillen. Das klingt düster und schuldbewußt. Sie haben doch nicht . . ."

Gemordet? Nein, im Gegenteil — ich habe einen Toten ins Leben zurückgerufen. Gestohlen habe ich, ich habe ein Gesicht gestohlen, das Gesicht eines Toten; d. h. ich wollte es gar nicht nehmen, sondern . . . Ach, denken Sie nicht, ich sei wahnsinnig! Ich . . ."

„Setzen Sie sich erst mal hin! Sie sind erregt. Wenn ich Ihnen helfen kann . . . Sprechen Sie sich ruhig einmal aus!"

„Sie haben recht, mir ist ganz wirr im Kopf. Kein Wunder, wenn man so etwas Aufwühlendes erlebt. Ich bin drei Jahre an der Front, und ich habe vieles durchgemacht; doch nichts ist mir so nahe gegangen als das, was gestern abend passiert ist. Ich bin der Frau Weidner begegnet, als sie mit der Frau Marlow von der Wallfahrt nach St. Ursula zurückkam, und sie hielt mich für ihren Sohn, und ich habe — ich habe es nicht übers Herz gebracht . . ."

„Ich verstehe alles!"

„Aber jetzt kommt es nicht mehr darauf an, was war und ob ich recht oder unrecht gehandelt habe, sondern was werden soll, was das Dorf tun wird, wenn sie heute erzählt, daß ihr Sohn lebt und bei ihr ist!"

„Ob Sie recht oder unrecht getan haben? O doch, es kommt darauf an, und ich will Ihnen sagen, wie ich darüber denke! Jeder Soldat ist aller Mütter Sohn! Alle Mütter, die einen Sohn dabei haben, gehören einer Gemeinschaft an. Wenn einer Mutter ein Sohn stirbt, trifft es sie alle, und alle Mütter dürfen jeden Soldaten ihren Sohn nennen! Und wenn in einer Stunde der Gemeinderat zusammenkommt, können wir leicht im ganzen Dorf verbreiten, was geschehen ist. Dann werden alle den Wahn der Weidnerin achten und Ihnen bei Ihrer heiligen Lüge helfen!"

*

Auf dem Weg zur Kirche ruhen die Weidnerin und Tom auf einer Bank aus.

„So steil ist der Weg hinauf!" sagt die Greisin. „Hat schon dein Vater — Gott hab ihn selig! — immer gefragt, warum sie die Kirchen immer oben auf die Berge bauen, wo man so schwer hinauf kommt als alter Mensch!"

„Dann bleiben wir doch hier sitzen. Die Glocken und die Andacht klingen ja bis hierhin."

„Bist du auch gern hier, Jan?"

„Ja, Mutter!"

„Ich weiß es, aber du mußt es mir immer wieder sagen. Weißt du, es sind ihrer noch welche im Dorf, die wollen mir nicht glauben, daß du zurückgekommen bist. Sie lächeln ein wenig ungläubig, wenn ich es ihnen erzähle. Ich habe heute alle zur Vesper geladen; sie sollen kommen und dich sehen."

„Das hättest du nicht tun sollen, Mutter! Die vielen Leute!"

„Ist es dir nicht recht, Jan?"

„Mir schon; aber es wird zu viel Arbeit für dich geben!"

„Und wenn ich Tag und Nacht laufen müßte und meine Glieder nicht mehr fühlte vom Arbeiten und vom Hetzen, so wollte ich doch froh sein, es für dich zu tun!"

*

„Das ist die ganze Wahrheit, Herr Major! Am andern Tag, als ich schon halb verzweifelt war und mich entschlossen hatte, nachts heimlich davonzugehen, geschah etwas, was für alle eine Erlösung war: sie erlitt einen Schwächeanfall, und der Arzt sagte mir, daß sie den Morgen nicht mehr erleben werde. Sie bat mich wieder, ihr zu versprechen, daß ich sie nicht verlassen werde. Ich versprach es, und in diesem frohen Glauben ist sie gegen Mitternacht entschlafen."

„Das ist eine sonderbare Geschichte, Sergeant Tom!" sagte der Major. „Ich könnte sie nachprüfen lassen, aber ich will sie Ihnen auch so glauben; denn es ist eine große Sache um die Liebe einer Mutter. Gehen Sie zu Ihrer Kompanie zurück; ich werde Ihnen einen Bericht für Ihren Herrn Hauptmann geben und dafür sorgen, daß das Verfahren gegen Sie niedergeschlagen wird."

*

Die neunte Kompanie war angetreten.

„Morgen Leute!" grüßte der Hauptmann.

„Morgen, Herr Hauptmann!" schallte es zurück.

„Sergeant Tom, vor die Front!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Der Hauptmann ließ rühren, und dann sagte er in einem Ton, der feierlich und doch froh klang:

„Ich weiß, daß ihr nach den schweren Tagen da draußen die Ruhe verdient habt, Leute. Ich habe euch trotzdem hier antreten lassen; denn einer Eurer Kameraden hat einen Anspruch darauf, nicht eine Minute länger einer Pflichtvergessenheit verdächtigt zu werden. Wenn ich vor ein paar Tagen da draußen in dem Schlamassel nicht beinahe irrsinnig gewesen wäre wie ihr alle, hätte ich diesen Verdacht schon damals selbst von ihm nehmen können.

Wenn wir hier draußen kämpfen, so tun wir damit nur eine Pflicht gegen die in der Heimat; es kann aber auch einmal vorkommen, daß man denen gegenüber eine andere Pflicht hat. Sergeant Tom hat einer solchen Pflicht genügt. Dieser Bericht hier ist im heutigen Kompaniebefehl zu veröffentlichen. Sergeant Tom, übernehmen Sie Ihr altes Kommando!"

Legenden um die „Weiße Frau“

Von Herta Riemann.

Das Berliner Schloß hatte bekanntlich seine Weiße Frau, die immer dann gesehen wurde, wenn irgendein verhängnisvolles Familienereignis bevorstand. Uebrigens wurde sie nicht nur in diesem, sondern auch in andern Schlössern der Hohenzollern gesehen. Es wird behauptet, daß diese Weiße Frau ursprünglich in dem alten Schloß Rosenberg gespukt hat, das an einem Felsen an der Moldau liegt, 527 Meter über dem Meere; einst war es der Sitz des Geschlechts derer von Rosenberg, die aus dem böhmischen Schlosse Neuhaus stammten. Hier wohnte die Stammutter des Rosenbergschen Geschlechts, die den Namen Bertha führte. Sie, die Begründerin des Hauses, war in Neuhaus, wo sie gelebt, gestorben und begraben und blieb der gute Geist des Schlosses. Allerlei Sagen wurden von ihr erzählt.

Die Erbauung des Schlosses Neuhaus hatte 29 Jahre in Anspruch genommen, und als es fertig war, gab die Gräfin Bertha den Maurern einen Richtschmaus, bei dem sie ihnen Karpfen in polnischer Sauce vorsetzte. Dieser Richtschmaus wurde dann durch die Tradition aufrechterhalten, und zwar in der Form, daß jahrhundertelang an jedem Gründonnerstag vierundzwanzig Leute mit Karpfen bewirtet wurden. Bis zum Dreißigjährigen Kriege fiel dieser Gründonnerstagsschmaus niemals aus. Während des Krieges aber quartierten sich die Schweden im Schlosse ein, und niemand dachte an die Speisung. Da aber rumorte der Geist der Ahnfrau so lange, bis ein alter Kastelian auf den Gedanken kam, die Karpfenspeisung zu veranstalten, und damit fand der Spuk wirklich sein Ende. Im übrigen aber erschien diese Weiße Frau jedesmal, wenn ein Familienglied abberufen wurde, vor allem aber vor dem Tode des Familienhauptes. Aehnliche Erscheinungen findet man vielerorts. Im Palast der Grafen Sanvitale in Parma sieht man die Gräfin Bona am Kamin sitzen, wenn einer sterben wird. Im Schlosse von Windsor erscheint, in schwarzem Schleier, die Königin Elisabeth, wenn der Tod des englischen Königs bevorsteht. In München sah man vor dem Tode jedes Wittelsbachers eine andere Schwarze Frau, die Kurfürstin Marianne, die Gemahlin von Maximilian Joseph.

Im Zusammenhang hiermit ist an ein merkwürdiges Zusammentreffen zu erinnern. Als im Winter 1863 zur Zeit des Königs Max ein Kostümfest bei Hofe in München stattfand, erschien die Königin Marie als jene Ahnfrau Marianne und trug auch deren Schmuck. Sofort gab es allerlei Geraune und Getuschel, und als bald danach König Max starb, konnte sich niemand eines Gefühls von Unbehagen erwehren.

Die Gräfin Bertha von Rosenberg nun soll es sein, die sich, als ihr eigenes Geschlecht ausstarb, den Hohenzollern zuwandte, da zwischen diesen und den Rosenbergs verschiedentlich Ehen geschlossen worden waren.

Eine andere Lesart besagt, daß die Hohenzollern eine andere Ahnfrau mitgebracht haben, und zwar die Gräfin Agnes von Orlamünde, eine geborene Herzogin von Meran, die Gattin des Grafen Otto von Oralmünde, der im Jahre 1293 starb. Von ihm hatte sie zwei Kinder. Sie siedelte nach dem Tode ihres Gemahls nach der Plassenburg über und empfing hier den Besuch des Burggrafen von Nürnberg, Albrecht von Hohenzollern, in den sie sich verliebte. Aus diesem Anlaß trug sich dann das schaurige Geschehnis zu, daß sie, eine Aeußerung von ihm mißverstehend, ihre beiden Kinder tötete, indem sie ihnen mit einer Nadel den Hinterkopf durchbohrte. Die Sage nimmt an, daß ihre Tat, obwohl die Gräfin eine Wallfahrt nach Rom unternahm und das Kloster Himmelkron bei Berneck gründete, sie keine Ruhe im Grabe finden ließ und daß sie infolgedessen als Todesprophetin in den verschiedensten Schlössern, in Berlin, in Darmstadt, Altenburg, Detmold, Sagan usw. auftauchte.

Eine andere Form der Sage erzählt, daß der Burggraf Albrecht die Mörderin voll Entsetzen über ihre Tat auf der Plassenburg habe hinrichten lassen und daß sie, ehe sie den Kopf auf den Richtblock legte, geschworen habe, sich an ihm und seinen Nachfahren zu rächen. Die Sage berichtet weiter, daß der Burggraf selber kurz danach eine andere Frau heiratete, aber eines Nachts plötzlich einen Schrei ausgestoßen habe und dann am Morgen tot in seinem Bette gefunden worden sei.

Der Kastellan des Bayreuther Schlosses, ein gewisser Schlüter, scheint übrigens zuweilen selber als Weiße Frau aufgetreten zu sein. Als Napoleon einmal im Schloß übernachtete, machte die Weiße Frau ihm viel zu schaffen; sie rang mit ihm und würgte ihn sogar, so daß Napoleon schließlich zwei Kammerdiener mit geladenen Pistolen vor dem Bett Wache halten ließ. Bei Schlüters Tode aber fand man in seinem Besitz das weiße Gewand, den Mantel und den schwarzen Schleier, mit dem die „Gräfin“ bekleidet gewesen war.

Auch in vielen andern Fällen weiß man aus den Chroniken, daß irgend ein Mensch aus Fleisch und Blut die Rolle der Weißen Frau gespielt hat, entweder um jemanden zu ängstigen oder aber um ihm zu drohen. Aber die dunklen Gänge und Säle der alten Schlösser, die Wendeltreppen und Turmgemächer haben so viel Unheimliches an sich, daß man schon begreifen kann, wie die Phantasie des Volkes um sie die Sagen und Märchen gesponnen hat. Legenden sind Dichtungen, an denen eine Generation nach der andern gearbeitet und die dadurch schließlich ein gewisses Lebensrecht bekommen. Und wenn auch die Weißen Frauen in Wirklichkeit nicht vorhanden sind, so haben doch diejenigen, die sie zu sehen meinen, in den meisten Fällen selber ganz ehrlich an ihre Sinnestäuschung geglaubt.

Leibl-Anekdoten

Zum 90. Geburtstag des großen deutschen Malers am 23. Oktober.

Der Gutmütige.

In Aibling, dem Bauerndorf in der Nähe Münchens, hatte sich Leibl eingemietet und arbeitete an seinem Bild „Dorfpolitiker“. Als Atelier diente ihm eine geräumige Bauernstube, in der es furchtbar viele Fliegen gab. Leibl beauftragte einen Bauernjungen, die Fliegen wegzufangen; vielleicht hätte es andere Mittel gegeben, die lästigen Insekten loszuwerden, aber es mochte dem Künstler Spaß machen, den kleinen Pfiffikus bei der Fliegenjagd zu beobachten. Für 20 Fliegen gab es einen Pfennig, und eine Papierdüte nach der andern wurde gefüllt. Aber die Fliegen wurden nicht weniger. Tag um Tag kletterte der Bub an den Fenstern herum und haschte Fliegen von früh bis spät. Schon hatte er sich einen harten Taler verdient, doch war immer noch keine Abnahme der Fliegen zu bemerken. Bis ihm Leibl endlich hinter die Schliche kam. Der Junge tötete die Gefangenen nicht, wie ihm befohlen war, sondern er ließ sie abends, wenn Leibl im Wirthaus bei seinen bäuerlichen Kumpanen saß, in der Malstube einfach wieder fliegen. Leibl sagte: „Ein raffiniertes Bürschl bist schon; ans Maul hättest was verdient, aber bringst mich zum Lachen!“

Der Maler.

Eines Tages ging Wilhelm Leibl mit dem Freiherrn von Perfall am See spazieren, mit dem Gewehr über der Schulter; sie wollten den Hor, den Seevogel, schießen. Perfall ging voraus und blieb einen Augenblick stehen. Da rief Leibl ihm zu: „Bleib so stehen, ich will dich malen!“ Er raste nach Hause, holte Malzerät und fing an. Nach einiger Zeit bat Perfall, sich aus seiner sehr unbequemen Stellung, mit diesem hochgesetzten Bein, dem herumgeworfenen Kopf und den verdrehten Armen, rühren zu dürfen. Aber Leibl bedrohte ihn mit körperlicher Züchtigung, wenn er seine Stellung auch nur um einen Millimeter verändere. Da der Hüne Leibl körperlich weit stärker war als der Baron, blieb das unglückliche Modell noch stehen; und als Perfall dann nach weiteren Stunden schließlich halb ohnmächtig sein Modellstehen aufgeben mußte und neugierig sehen wollte, was nun Leibl in dieser stundenlangen fanatischen Arbeit auf die Leinwand gebracht hatte, da stand nichts auf der riesigen weißen Fläche als ein talergroßes Stück des Lodenhutes. Keine Skizze, keine Kohlestriche, keine Komposition, gar nichts, als ein kleiner Fleck Lodenhut. Dieser aber vollendet bis ins letzte. Das war der Anfang von Leibls berühmtem Gemälde „Der Jäger“.

Der Kritiker.

Ein Münchener Maler zeigte Leibl die berühmte Lithographie von Daumier, in der ein Maler in der Landschaft vor seiner Staffelei sitzt, hinter ihm ein zweiter, ein dritter und so fort in unendlicher Reihe. Der erste studiert die Natur, der zweite kopiert den ersten, der dritte den zweiten usw. „Sehen Sie,“ lachte Leibl, „da haben Sie die ganze Münchener Kunst!“

Der Polterer.

Als Leibl während der Arbeiten an seinem bekannten Gemälde „Drei Frauen in der Kirche“ den Kopf der jungen Bäuerin beendet hatte, fragte er seinen Freund Sperl um sein Urteil. „Der Kopf ist gut,“ meinte Sperl, „er könnte aber noch besser sein.“ Da kratzte Leibl den Kopf wieder von der Leinwand herunter und malte ihn neu. Am nächsten Tage bat er Sperl wieder um seine Meinung. „Ja, weißt du,“ bemerkte dieser zögernd, „gestern war er doch besser.“ Da aber fuhr ihn Leibl wütend an: „Warum hast du das nicht gleich gestern gesagt, du Idiot!“